

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 4

Artikel: Einige aktuelle Kulturprobleme der deutschen Schweiz
Autor: Meier, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einige aktuelle Kulturprobleme der deutschen Schweiz.

Von Konrad Meier.

Die gewaltig angeschwollene Bewegung auf „Geistige Landesverteidigung“ in der deutschen Schweiz ist in ihrem Kerne etwas Begreifliches und Berechtigtes. Zwar scheint nach innen zu die Gefahr, daß der Deutschschweizer das Bewußtsein seiner Eigenart verlieren könnte, tatsächlich ganz wesentlich geringer als meistens behauptet wird. Jene Bewegung erscheint uns vielmehr hauptsächlich von Bedeutung für die Auslandschweizer. Ihnen, die ja meistens unter Völkern und Kulturen von beträchtlicher Propagandawirkung leben, sei es, daß diese Wirkung aus einer gewissen inneren Unsicherheit mit großem äußerem Apparat unterstützt wird (wie in Deutschland), sei es, daß sie geradlinig aus einem naiven Absolutheitsbewußtsein hervorgeht (wie in Frankreich) — den Auslandschweizern muß man zweifellos den Eindruck überzeugend nahe bringen: auch wir sind etwas für uns, auch wir haben unsere Substanz, unser Erfüllendes, unsere Überlieferungen und Feierlichkeiten, auch bei uns „läuft etwas“. In der Schweiz selbst wird das Berechtigte der geistigen Landesverteidigung besonders darin beruhen, überall da, wo es ohne Senkung der Qualität geschehen kann, Einheimisches an Menschen und Leistungen dem Ausländischen vorzuziehen. Doch scheint diese Forderung heute dem Volksbewußtsein als solche Selbstverständlichkeit, daß es wohl dringlicher ist, sein Augenmerk auf die Einhaltung der erwähnten Einschränkung zu richten. Überhaupt kommt eine solche Bewegung auf „Wir selbst“ so mannigfachen menschlichen Naturinstinkten entgegen, daß die Gefahr der Kritiklosigkeit dabei heute umso größer wird, als die meisten Presseorgane aus Gründen der Volkstümmlichkeit ihre Pflicht, vor dieser Gefahr zu warnen und die tieferen Schwierigkeiten der ganzen Sache aufzuzeigen, recht leicht nehmen.

Die Schwierigkeit liegt gleich anfangs darin, daß bei einem ausdrücklich nicht völkischen Staat, wie es die Schweiz ist, die Frage nach dem zu verteidigenden Inhalt des „Wir selbst“ ihre Dornen hat. Das gilt natürlich besonders für die Kunst, in welcher dieser eigene Typus idealisierend und befeuernd dargestellt werden soll. Will man eindeutig kennzeichnende Züge des schweizerischen Wesens zu künstlerischer Gestaltung erheben, so wird

sich da immer wieder eine schwierige Alternative ergeben. Entweder man fußt in einem Maße auf dem Volks- und Brauchtum, das dessen Bedeutung im Leben nicht mehr entspricht und dem betreffenden Werk von vornherein bestenfalls einen idyllisch-archaisierenden Stempel aufdrückt — wo nicht diese Bemühung einfach zur Verkittung dessen führt, was vom Volkstum wirklich noch beharrt. Und außerdem besteht natürlich immer die Gefahr, wenn man das Blut- und Bodenbewußtsein zu sehr anheizt, daß es schließlich gar die Grenzen überspringt und da seine Verklärung sucht, wo man diese Dinge dann eben doch in weiterem Rahmen und mit anderem Schwung zu betreiben weiß. Oder aber, wenn man eine höhere geistige Bedeutsamkeit sucht, so kommt man immer wieder auf den Gedanken der Demokratie und alles, was damit zusammenhängt — der eben als solcher doch nicht annähernd das ganze Leben überschattet. In besonderer Gesamtheit zeigt sich diese Problematik auf dem so heiß umworbenen Gebiet des dramatischen Schaffens, wo sich die literarische Erzeugung überwiegend zwischen geschichtlichen und Thesenstücken zu teilen scheint.

Sucht man nun herauszufinden und nachzugestalten, wie das spezifisch Schweizerische, das doch zweifellos da ist und irgendwie vom Gedanken des Gemeinwesens ausgeht, nun das ganze Leben formend durchdringt — so sind das sehr feine Dinge, die zu Propagandazwecken kaum faßbar und eigentlich auch zu schade sind. Das kam recht deutlich heraus, als neulich einige deutschschweizerische illustrierte Zeitungen anläßlich der aktuellen Geistigen Landesverteidigung Sondernummern herausgaben. Die eine führte das schweizerische Parlament vor, welches als Versammlung von Männern der Arbeit und des Volkes geschildert wurde. Dabei kam es zu Entgleisungen wie folgenden: „Nationalrat N. N., Sattler von Beruf. Als Regierungsrat des Kantons Nidwalden wohnte er gerade einer Sitzung im Rathaus zu Stans bei, erklärte sich aber sofort bereit, in seine Werkstatt zurückzukehren, nachdem die Sitzung zu Ende war. Das Fahrrad, das er gewöhnlich auf dem Weg von Ennetbürgen nach Stans benützt, wurde von unsern Reportern auf das Auto geladen, und eine Viertelstunde später hatte Nationalrat N. seinen Amtskittel mit der Sattlerschürze vertauscht.“ Also wohlverstanden: Der betreffende Politiker mußte auf Wunsch der Zeitungsmänner zu Photographie- und Propagandazwecken schnell in die Sattlerwerkstätte. Weiter: „Nationalrat N. N. ist Käser von Beruf. Er gehört zu jenen Bauernvertretern, die urchtliches Schweizertum verkörpern.“ (Welches sind diejenigen, die das nicht tun?) „Schon in der Morgenfrühe geht er, angetan mit seiner weißen Schürze, in seine Käserei, um mit seinem Gehilfen die Milch in Empfang zu nehmen. ‚Ich kann mir nicht recht vorstellen, was es da Interessantes zu photographieren gibt,‘ meinte er zu unsern Reportern.“ Dieser Wackere hatte zweifellos den Nagel auf den Kopf getroffen. — Weit bedenklicher noch ist das Sonderheft einer andern Illustrierten. Darin findet sich z. B. ein Bild, das die Arbeiter einer Fabrik angesichts des besichtigenden Königs von Aegypten zeigt. Zweifellos

ein schönes behutsames Bild, das einen Augenblick etwas Menschliches, vielleicht Schweizerisches im unpathetischen Sinne aufleuchten läßt. Schon dies geht an die Grenze des Nütlichen, und man fragt sich, ob solche zerbrechlichen Dinge nicht lieber unbeschrien blieben — um nicht sonst sofort ihr Wesen zu verlieren. Und was dann aber diesem Bild zur Seite tritt, führt zu einer geradezu wüsten Selbstbeweihräucherung. Nur in der Schweiz gibt es darnach, scheint es, Schlichtheit, Echtheit, Biederkeit, Treuherzigkeit, Bodenständigkeit, menschliche Hilfsbereitschaft, Höflichkeit und Dienstfertigkeit der Polizei usw.; überall sonst offenbar nur Konvention, Uniformen, Automaten. Vielleicht wirkt das auf Menschen, die noch nicht über der Grenze waren und nicht wissen, daß es mehrere Völker gibt, die an unmittelbarer Herzenshöflichkeit, an Freundlichkeit im Umgang den durchschnittlichen Deutschschweizer nicht unbeträchtlich übertreffen. Eine andere Suggestion, die nicht günstig sich auswirkt, wird gleichfalls im Rahmen der „Geistigen Landesverteidigung“ unaufhörlich vorgebracht: Der Schweizer sei zu bescheiden, er stelle sein Licht immer unter den Scheffel und habe kein Bewußtsein von seinem Werte. Auch hier kann gerade gegenüber denen, welche solche Dinge am lautesten verkünden, mit einer herben Wahrheit nicht zurückgehalten werden: In Wirklichkeit ist in der deutschen Schweiz, besonders in kleinbürgerlichen Kreisen, ein ausgesprochen unduldsamer Typus recht häufig, der bis auf's i-Tüpfelchen nur gelten läßt, wie er es macht und hält — natürlich mit Ausnahme französischem Wesen gegenüber. Die Herabsetzung der Maßstäbe, welche damit begonnen ist, zieht dann alsbald eine weitere, auch in den besprochenen Hefen bereits herausziehende Gefahr nach sich: nämlich, daß sich unter der Spitzmarke der Geistigen Landesverteidigung von allen Seiten talentlose oder sonst unwichtige Menschen herandrängen, um sich nun als urechte Schweizer und garantiert unerseßliche geistige Führer empfehlend in Erinnerung zu bringen — und natürlich, um selber besser bestehen zu können, unaufhörlich auf möglichste Verengerung aller Horizonte drängen.

Alle diese Methoden haben nicht nur schädliche Nebenwirkungen, sondern sie sind auch unzweckmäßig. Wenn man die schweizerische Unabhängigkeit in diesem Maße abhängig macht von der Behauptung und Alleinherrschaft bestimmter Eigenarten, so könnte dabei der Schuß auch einmal hinten hinausgehen. Alle diese Dinge können sich einmal als problematisch, als untragfähig, als rein zeitbedingt erweisen, und es wäre schade, wenn dann die politische Unabhängigkeit zu eng damit verkoppelt worden wäre. Weit besser wäre es, moralisch ganz einfach und gradlinig auf dem unerfüllbaren Willen zum unabhängigen schweizerischen Staat zu fußen, und dieser Wille ist ja zweifellos fast ausnahmslos vorhanden. Will man ihn aber psychologisch untermauern, so gäbe es dafür nichts Besseres, als mit letzter Tatkraft der Arbeitslosigkeit zu Leibe zu gehen, welche für ein trotz allem noch immer so reiches Land wie die Schweiz ohnehin eine Schande ist. Im übrigen aber kann man wohl zu jenem Willen ein gewisses Ver-

trauen haben. Leider scheint dieses Vertrauen gerade in den Kreisen, welche am eifrigsten in der Anprangerung und Zurückweisung wirklicher oder eingebildeter Ansprüche des Auslandes sind, nicht sehr stark zu sein. Anders ist es kaum zu erklären, wenn z. B. in zahlreichen Linksorganen immer wieder ein Angstgeschrei über jede deutsche „Illustrierte“ an schweizerischen Kiosken erhoben, wenn jeder, der an den deutschen Zuständen auch einmal etwas Positives herauszuheben und etwas daraus zu lernen unternimmt, als Verräter denunziert wird. Vielleicht wird das nirgends fanatischer betrieben als in der jungkatholischen Halbmonatsschrift „Entscheidung“. Wir haben seinerzeit das Erscheinen derselben hier warm begrüßt, weil sie in den stagnierenden Ententeich der katholischen Presse einen gewichtigen Stein hineinwarf und die allzu opportunistische Erfolgsanbetung in einem Teil der Schweizerpresse kräftig abwehrte. Leider hat sich diese Zeitschrift anders entwickelt, als damals vorauszusehen war. Von der ersten bis zur letzten Zeile gibt es in ihr nichts als Adolf Hitler, nichts als Schweizer Überläufer, nichts als deutsche Verruchtheit im Sinne der Förster'schen Monomanie, nichts als das Pathos des ewigen Rechtes von 1919. Ein Ausländer, der ohne weitere Kenntnisse dieses Blatt in die Hand bekäme, müßte auf den Gedanken kommen, die Schweiz sei im Begriffe, aus blinder Angsthypnose in den Rachen der Schlange selbst hineinzuspazieren, ob diese will oder nicht. Und die „Entscheidung“ steht ja in solchen Hinsichten keineswegs allein da.

Was man hier und sehr oft auch auf der Linken übersieht, ist, daß es noch positive Lebensbezirke gibt, und daß diese allein das Leben lohnen — daß alle Polemik nur zu deren Bewahrung dienen darf und daß nichts sie sicherer zerstört, als sich vom Gegner das Gesetz des Handelns vorschreiben zu lassen, indem man nichts anderes mehr sieht und tut, als Heze, Gekläff und Zorngeheul. Gerade dies ist das Verhängnisvolle an dem ganzen antifascistischen Feldzug: die Gefahr, sich das Gesetz des Handelns vom Gegner vorschreiben zu lassen. Natürlich darf es nicht so sein, daß alle freiheitlichen Einrichtungen freundlichst denen zur Verfügung gestellt werden, welche sich ihrer nur bedienen, um sie zu zerstören. Aber ebensowenig hat es einen Sinn, wenn die Freiheitlichen sämtliche Offensivwaffen der Autoritären als Defensivwaffen übernehmen — ja die Humanität selbst zum Schlagring fortbilden. Dann ist nichts mehr vorhanden als ein Kampf zweier gleichgeordneter Gruppen mit allen Mitteln, an dem kein ideelles Interesse mehr besteht. Und etwa nach erkämpftem Sieg dann zur Freiheit zurückkehren zu wollen, das ist ein prekäres Ding. Ernst Howald schilderte kürzlich im Rahmen einer Vorlesung glänzend, wie im römischen Bürgerkrieg die „Linken“ ein Jahrhundert lang der Illusion nachgingen, mit geballter gesetzloser Gewalt die Freiheit wieder einführen zu können. Wir sehen Ansätze zu solchen Gefahren schon heute in dem großen Ausverkauf aller demokratischen Ideale, der gerade in einigen radikalen Linkskreisen eingesetzt hat. Selbstbestimmung, Gewissensfreiheit, Minderheitenschutz,

Wahrhaftigkeit und Objektivität — das alles hat keine eigene Würde mehr, sondern alles wird nur noch darauf angesehen, ob es Hitler dient oder gegen ihn dient — und je nachdem eingesetzt oder unter den Tisch gewischt. In klassischer Kristallisation zeigt sich diese Einstellung in einem Referat, das der deutschböhmische Sozialdemokratenführer Jaksch auf einer Zusammenkunft der 2. Internationale zu Brüssel über die politischen Zustände in seiner Heimat hielt, und welches (wohl wörtlich) im „Volksrecht“ No. 129 abgedruckt ist. Die Lage der Sudetendeutschen wird mit e i n e m Satz gestreift, nämlich: „Trotzdem sind wir der Meinung, daß die Prager Regierung den Sudetendeutschen demokratische Gleichberechtigung anbieten muß, damit wir deutschen Sozialisten und Demokraten eine Plattform für die Trennung der nazistischen und der gemäßigten Elemente in der Henlein-Partei gewinnen.“ — Meint jemand im Ernst, daß von einer solchen rein taktischen Gesinnung noch der Rückweg zu wirklichem Glauben an letzte politische Ideale offen ist?

Und doch sind es nur solche Ideale, Ideale, die sich aus jenen positiven Lebensbezirken nähren — nur sie sind es, die ein Volk als Nation am Leben halten können. Nur ein Reichtum, eine Intensität, ein Umsatz an Menschlichem macht es überhaupt interessant, daß ein Volk frei und sein eigen sei, und dies ist nicht durch Haßgebrüll, nicht durch fanatische Ab-sperrung zu erreichen — soviel sollte man etwa in dem ganzen Streit gelernt haben. Das gilt gerade auch von der Kunst, besonders der Literatur, die ja heute so stark in die Front der geistigen Landesverteidigung einbezogen werden soll. Die großen Dichter, welche das deutschschweizerische Wesen gültig geformt haben, besonders Gottfried Keller, dessen Bild das Titelblatt einer Geistigen-Landesverteidigung-Illustrierten schmückt, waren keineswegs auf ängstliche Eingrenzung eingestellt, sie dachten nicht ganz so wie H. Honegger in der N. Z. Z. (Nr. 616): „Unsere Schriftsteller schreiben in besonderem Maße für uns, unsere Maler malen für uns, unsere Bildhauer schaffen Bildsäulen für uns, unsere Baukünstler bauen für uns“. Natürlich war damals die politische Lage anders; aber keine politische Lage kann uns nötigen, unsere geistige Reichweite von uns aus zu begrenzen.

Nichts ist schöner, als wenn ein Volk in einem Menschheitswerke sich selbst wiedererkennen darf. Aber man unterschätzt gewöhnlich ganz bedeutend den Weg, der von den erschauten Charakterzügen zu einer wirklich gültigen geistigen Gestaltung führt. Nur in den mittleren Bezirken kann die Abzielung auf jene Charakterzüge verhältnismäßig unmittelbar sein; dabei können sehr freundliche Dinge herauskommen, besonders wenn verstanden wird, die negativen Ideen eines vorhandenen Ressentiments hinlänglich zurückzudrängen. Aber in den höheren Bezirken künstlerischer und sonst geistiger Gestaltung kann das Eigene eines Volkes niemals geradlinig hervortreten, sondern nur in bedeutender Tiefe angelegt und durch das allgemein Menschliche hindurch, welches dem großen Gestalter immer das unmittelbare Anliegen ist. Große Kunst kommt nur aus dem inneren Zwang

der Auseinandersetzung mit dem Menschlichen und niemals aus irgendeiner Einzelabsicht. Sind wir auf jenem Gebiete stark und reich, so fällt uns alles andere von selbst zu.

Nun ist diese Auseinandersetzung mit dem allgemein Menschlichen für den Deutschschweizer auf dem Gebiete des Schrifttums von einem Widerspruch bedingt, der anderwärts nicht in diesem Maße bekannt ist. Es genügt, z. B. auf den Tatbestand hinzuweisen, daß das Werkzeug fast jeglichen mündlichen Austausches bei ihm die Mundart ist, daß aber dennoch in Romanen gehobener Art, in Filmen usw. die Unterhaltung Gebildeter in Mundart irgendwie dem Stil der Kunstgattung zuwiderläuft. Trotz einzelner gelungener Gestaltungen ähnlicher Art in der Mundart bleibt eben doch das Bewußtsein, eine auf abstrakterem geistigem Niveau stehende Auseinandersetzung mit allgemein menschlichen Lebens- und Geistesfragen benötige die Hochsprache. Gibt es heute noch einen Dichter, der die Sprachgewalt hätte, um in dieser Hinsicht auch nur ein überzeugendes regional gefärbtes Hochdeutsch schreiben zu können, ohne daß dieses einfach ins Provinzielle abglitte?

Das Hauptproblem, das den angedeuteten Schwierigkeiten zu Grunde liegt, ist, daß heute der gebildete Deutschschweizer seinem eigenen Kulturbezirk irgendwie freibleibend gegenübersteht. Er lebt darin, gewohnheitsmäßig, unbewußt auch vielfach verwurzelt: — sobald aber etwas politisch Anstößiges über den Rhein kommt, und das ist ja nachgerade fast täglich der Fall, so ist er froh, davon abrücken zu können, indem er nun die Sprache, alles allgemeinste Geistige, was mit ihr zusammenzuhängen scheint, mehr oder minder als nicht das Eigene empfindet¹⁾. Das geht von rohen Schimpfereien, denen meistens keinerlei Bewußtsein irgendeines positiven Weges beizwohnt, bis zu unmerklichen Abstandnahmen, bei solchen Menschen, die immerhin sich darum verantwortungsbewußte Gedanken machen. Und insgesamt erfolgt so auch in den schwächsten Fällen eine gewisse Lockerung des Zusammenhangs mit der eigenen Literatursprache. Denn ein unendlich kompliziertes Instrument wie die deutsche Sprache kann man nicht anders wirklich beherrschen, als indem man sich mit den feinsten Fasern der Seele immer tiefer in es hineinlebt, und ihm alle seine verschwiegenen Möglichkeiten ablauscht. Sonst bleibt das Verhältnis immer ein eher äußerliches, auf dem keine große Kunst erwachsen kann. Und wer wollte leugnen, daß diese täglichen Rucke, welche gegen die bestehende Bindung angelegt werden, längst zu einer Art Dauerzustand geführt haben? Wohl wird die hochdeutsche Sprache weiter gebraucht (und weiß Gott nicht schlecht, sobald irgendwo dem eine wirkliche Bemühung gilt), aber es ist eine Sache der lustlosen Gewohnheit, die nur darum unentwurzeltbar scheint, weil einfach

¹⁾ Laut NZZ. No. 826 bediente sich auf der jungliberalen Tagung zu Flüelen ein Diskussionsredner der Mundart mit der Begründung: „Denn über Dichterrych isch üs Solothurner 's Dütsch vergange“. Armes Schweizerdeutsch, als Lückenbüßer zur Befriedigung von Abneigungen herhalten zu müssen!

kein sinnvoller Ersatz vorhanden ist. Dennoch sind die Wurzeln dieser Sprache im Wollen und Schätzen, in Geist und Gemüt größtenteils abgestorben. Sie ist ein Ding, dem kein Bewußtsein, kein freudiges Zusichselbtkommen mehr gilt, kein Wort der Liebe und des Stolzes zugute getan wird. Was dies heute verhindert, ist eben die Furcht, man würde sich damit neben etwas stellen, was man ablehnt, eine enge Benachbarung zu fremden Dingen eingehen, Bekenntnisse zu politischen Systemen ablegen, welche bis ins Innerste widerstreben. So ist die hochdeutsche Sprache geradezu zu einem Prügelknaben geworden, an dem am wohlthuendsten und leichtesten das eisige Distanzgefühl zu bestimmten Dingen sich zum Ausdruck bringen läßt. Wo aber noch andere Töne laut werden, da handelt es sich meistens um das ältere Geschlecht, das in andern Zeiten groß geworden ist. Wir denken etwa an das Druckheft von alt Bundesrat Heinz Häberlin „Die viersprachige Schweiz“ (Verlag von Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig 1938), wo der Verfasser auf Seite 24 ff. sagt: „Lassen Sie mich vor allem das festnageln, was ich nicht als Nutzenanwendung in Ihr Denken sich einschleichen lassen möchte: daß über dem Wert der anderen Nationalsprachen die eigene Muttersprache vernachlässigt werden dürfe!... Ich denke dabei nicht einmal in erster Linie an das gewollte Blagieren mit der Fremdsprache, in der Form der *Fremdwörter*; hiergegen hilft am besten das Heilmittel der Lächerlichkeit, weil das dumm ist... Statt daß wir uns die Mühe nehmen, in unserer eigenen Sprache das träfe Wort für den richtigen Begriff zu finden, begnügen wir uns mit einem halbbackigen fremden Ausdruck, der sich damit gar nicht deckt, vielleicht gerade ein bißchen im Vertrauen darauf, daß der andere in der fremden Sprache der Vagheit und Flachheit unseres Denkens nicht so auf die Spur komme. Und wir haben doch eine wunderbar *reiche* Sprache, die an treffenden Nuancen wohl keiner andern nachgibt. Eine ganz besondere Freude, den tiefsten Genuß erleben wir an der Muttersprache, wenn es uns vergönnt ist, aus beruflichem Munde in ihr Werden eingeweiht zu werden... Ich kann Sie versichern, daß es Ihnen ebenso reiche Stunden geistigen Genußes verschaffen wird, wie dem musikalisch begabten Menschen die Erholung an seinem Lieblingsinstrumente. — Ich darf beifügen, daß wir in der sorgfältigen Pflege der Muttersprache von unsern welschen Mitleidgenossen lernen können; sie lassen in deren Handhabung viel weniger fünfe gerade sein als wir.“ —

Unter diesen Umständen wäre es zweifellos besser, mit Entschlossenheit zum ausschließlichen Gebrauche der Mundart überzugehen, als daß das gesamte literarische Leben so auf die Dauer zwischen Tür und Angel stehen bleibt und sich nirgends richtig im Sprachgeiste anzusiedeln vermag. Dann nämlich wäre das besser, wenn es wirklich ginge. Aber es scheint eben doch nicht zu gehen. Zwar wird von Seiten der Gruppe, die sich in den letzten Monaten für diese Maßnahmen stark gemacht hat, immer wieder lebhaft betont, daß die Mundart restlos *alles* auszudrücken vermöchte, was ausdrückenswert ist. Aber diesen sicheren Behauptungen steht

z. B. schon die eine Tatsache entgegen, daß der Herausgeber der bekannten Zeitschrift „Schweizer Spiegel“, der einer der leidenschaftlichsten Unterstützer der Behauptung von der unbedingten Selbstgenügsamkeit der Mundart ist, noch nicht einmal den Versuch gemacht hat, seine eigene Zeitschrift, welche die Beschränkung auf schweizerische Mitarbeiter, schweizerische Leser und schweizerische Stoffe immer wieder betont hat, nun auf die Mundart umzustellen. Es ist wohl heute nicht mehr die Zeit, wo eine Mundart aus ihren eigenen Kraftquellen zu einer Schriftsprache entwickelt werden könnte, wie es an der Zeitenwende vom Mittelalter her mit dem Holländischen geschehen ist. Man behielte nur die Wahl, entweder die Mundart wieder auf eine echte Form zurückzuschrauben, welche dann aber lediglich in dem begrenztesten Lebens- und Gesichtskreis des Bauern oder Kleinbürgers anwendbar wäre, oder aber soviel fremde Elemente aufzunehmen, daß von ihrer Kraft und Eigenart nichts mehr übrig bliebe. Es würde eine Sprache herauskommen, die von der Schriftsprache das Papierene, von der Mundart das Enge und Dumpfe hätte, aber nichts von den Vorzügen beider Seiten.

Es kam uns das neulich mit Lebhaftigkeit zum Bewußtsein, als wir in der Stadt Zürich einer politischen Versammlung beiwohnten, in welcher bestimmte Kultur- und Bildungsfragen erörtert wurden. Zunächst drückten sich die Referenten und anderen Redner auf hochdeutsch aus, und man muß sagen, daß das vorwiegend sehr gut gelang, und daß überhaupt das Niveau der ganzen Versammlung ein hohes war. Darauf trat ein Diskussionsredner aus einer Kleinstadt des Kantons auf, der von vornherein mit dem Brustton der Überzeugung erklärte, er werde jetzt zu seiner Muttersprache übergehen. Leider bekam man nun nicht ein kraftvoll konkretes Idiom zu hören, mit welchem noch zuweilen in abgelegeneren Gegenden greifbare und einfachere Gegenstände in einer Weise behandelt werden, die gerade dem Sprachinteressierten einen reinen Genuß bedeutet. Sondern was er redete, wimmelte von den elementarsten Verstößen gegen Geist und Regelwerk der Mundart, das Meiste war aus einem schlechten Zeitungsdeutsch zum Teil noch falsch übersetzt, an den pathetischen Stellen fiel er ins Hochdeutsche zurück (teils weil es eben doch als feierlicher empfunden wird, teils weil seine vollere Vokalisation mehr klangliches Gewicht hergibt), und im ganzen war es ein Rauderwelsch, das jeden Verehrer der Mundart wie des Hochdeutschen gleichermaßen verletzen mußte. Nachdem dieser Redner geschlossen hatte, fanden die meisten seiner Nachfolger, darunter solche, die sich vorher schon in gutem Hochdeutsch ausgesprochen hatten, nicht mehr den Mut, sich dem gegebenen Beispiel zu versagen. Es war kaum einer darunter, der wirklich noch über die Sprachmittel verfügte, seinem Vorhaben nur einigermaßen gerecht zu werden. Was dagegen sich fast durchwegs beobachten ließ, war, daß, wo vielleicht vorher sich stellenweise eine gewisse Verführung durch die Schriftsprache zu falscher Großartigkeit und zu leerer Bildungsphrase bemerkbar gemacht hatte — so nun der unechte Gemütsston, das leere Bodenständigkeits-Gerede, die Demagogie bloßer Volkstümmlichkeit eine

immer wieder hervortretende falsche Note abgab. So zeigt sich auch in dieser Hinsicht, daß jeder der Sprachformen spezifische geistige Mängel zugeordnet sind. Eines wurde uns an diesem Abend zur Überzeugung: daß es kein sichereres Mittel gibt, die Mundart zugrunde zu richten, als sie mit Gewalt auf Gebiete unerläßlicher Abstraktheit auszudehnen. Denjenigen allerdings, die nicht echt und saftvoll, sondern nur um jeden Preis anders als im Reich reden wollen, kann das gleichgültig sein.

Und selbst wenn es gelänge, von jetzt an ein ganz Neues zu beginnen, welches die allgemein geistigen Möglichkeiten, ohne die das heutige Leben nicht auszukommen vermag, in sich trüge: so bliebe doch noch der Bruch mit der Vergangenheit, der im Entschluß zur Verabschiedung der Hochsprache läge, kaum erträglich. Die Vergangenheit, ohne die jedes alte Kulturvolk schwach ist, hat sich in der deutschen Schweiz vorwiegend in der Schriftsprache niedergeschlagen; die Väter und Vorväter des heutigen Geschlechts haben in fleißiger und leidenschaftlicher Bemühung und Auseinandersetzung an ihr mitgeschaffen; viele der Größten dieses Landes haben ihr Bestes mit diesem Werkzeuge gestaltet. So ist ein Eigenstes von ihnen in der gewaltigen Geistesgestalt dieser Sprache ohne Wesensverlust, sondern zu seinem tieferen Selbstgewinn gültig geprägt und eingebaut worden. Will jemand sagen, man könne all dies achtlos unter den Tisch wischen und ganz frisch anfangen? Es wäre eine unkluge Rechnung, nur auf politische Tageserscheinungen zu stieren und darüber ein Ewigkeitserbe herzugeben. Und das umsomehr, als ja gerade in diesem Streite politische Tagesmeinungen des Auslands den Ausschlag geben, nämlich die Unfähigkeit und Ungläubigkeit zu einem Staats- und Volkstum, das nicht im bloß naturwissenschaftlich Urteigenen, sondern im Geistigen seine Vollendung und innerste Kennzeichnung findet²⁾. Diese Unfähigkeit kann man ja kaum unwidersprechlicher darlegen, als wenn man z. B. stelltenweise Gottfried Kellers Werke in ihrer herrlichen Sprachform als einen Abfall, als einen zeitbedingten Irrtum ansehen will. Solcher Einstellung nachgeben hieße sich verengen und proletarisieren lassen, wenn anders Proletarier die sind, welche kein Teil am geistigen Erbe der Nation haben.

Es handelt sich dabei weniger um die Zweckmäßigkeitserwägung, daß es im Grunde ein neidenswertes Gut ist, von Haus aus einem der bedeu-

²⁾ Die Basler „Nationalzeitung“, die sich sonst in der Abwehr des falschen Mundartfanatismus gut gehalten hat, brachte unlängst eine Einsendung, in welcher für die Besetzung der Lehrstühle für Kinderheilkunde und Altes Testament an der Basler Universität Volksverbundenheit und Mundartbeherrschung in den Vordergrund gestellt wurde. Darauf erfolgte eine menschlich wie geistig souveräne Entgegnung seitens Karl Barth's, der betreffs des letzteren Lehrstuhls die Verbundenheit mit der Wissenschaft vom A. T. in den Vordergrund stellte und die Abwehr gegen den Chauvinismus im Ausland (es ging um die geplante Berufung Reichsdeutscher) durch einen neu zu schaffenden helvetischen Chauvinismus verspottete. — Allerdings handelte es sich betreffs des theologischen Lehrstuhls auch um einen Richtungsstreit.

tendsten europäischen Sprachstämme anzugehören, ohne das Eigene darum aufgeben zu müssen. Sondern es handelt sich im tiefsten, und nur in diesen Tagen sind die Quellgründe großer Dichtung, um ein Schicksal. Zu seinem Schicksal steht man; wo nicht, so kommt nichts Gutes heraus. Wenn ein Volk es nicht tut, wenn es verleugnet, woraus es trotz allem und allem doch täglich und stündlich mit beiden Händen schöpft (und wahrlich nicht als nehmendes oder entleihendes allein) — oder wenigstens schamhaft vermeidet, dies Verhältnis je beim Namen zu nennen — so ist es kaum anders möglich, als daß dies ein irgendwie verkrümmtes und unehrliches Volk würde. Und dies wiederum schädigt die innerste geistige Schöpferkraft — nämlich wenn ein Volk dauernd und unvermeidlich in einem geistigen Bezirk leben würde, dem es Zutritt ins Wissen und Wollen, dem es Auswirkung und Folgerung versagt.

Es bleibt infolgedessen wohl für die deutsche Schweiz kein anderer Weg, als sich eine eigene Form zu suchen, welche irgendwie nach vorne liegt, zu der man irgendwie in der Richtung der bisherigen Geistesgeschichte durchbrechen müßte. Es kann hier natürlich nicht gesagt werden, worin nun diese Form, die zugleich die Vollendung des Eigenwesens und dennoch die Beziehung zu weiteren Bezirken einschliesse, bestehen sollte. Aber jedenfalls hätte diese Form zweierlei Haltung zur Vorbedingung: Erstens, daß man bestimmte zeitgeschichtliche politische Erscheinungen, so groß der Drang und Zwang im Augenblick ist, doch in ihrer Ewigkeitsbedeutung ganz wesentlich geringer einschätzt als es heute geschieht. Zweitens, daß man dasjenige vorbehaltlos zu und an sich nimmt, ohne welches man eben keine Verkörperungsform hat, und sich dann herzlich gleichgültig sein läßt, ob in dieser Sprache oder sogar Denkform nun anderwärts höchst anfechtbare Dinge in die Welt hinausposaunt werden.

Einen Fingerzeig dafür geben in aller Einfachheit die italienischen Eidgenossen. Auch sie sind gute Demokraten und Patrioten, und doch lassen sie sich ihre rückhaltlose Forderung, vollgültig am italienischen Sprachleben mit teilhaben und bilden zu dürfen, in keiner Weise durch die lebhaften Begehrlichkeiten vergällen, die, gerade wo diese Sprachgemeinschaft die politische Grenze überschreitet, von Süden über die Berge lugen. Häberlin sagt in der schon zitierten Broschüre (Seite 15) von den Tessinern: „Denn so lieben und wollen wir sie: eifersüchtig auf den eigenen Bestand und dessen Erhaltung, abhold jeder Verfälschung, aber gerade deshalb ohne jedes Bedürfnis nach einer Erlösung von außen her.“ Auf jeden Fall ist es gerade auch ein unerläßlicher Bestandteil der schweizerischen Staatsidee, daß jedes Glied der Schweiz das, was es ist, vollgültig sei. Die Schweiz ist ihrem Baugedanken nach der Bund zwischen drei Stämmen, welche großen europäischen Sprachen und Kulturen angehören, ein Bund, gegründet auf Freiheit, Selbstachtung und gegenseitiger Achtung, Pflege der eigenen und Austausch mit den andern beiden Sprachen und Kulturen. Wir zitieren wieder

Häberlin (Seite 18): „Aus der mehr negativen Tugend der Toleranz ist im Laufe der Jahrhunderte etwas Positives herausgewachsen: der Durst, mit den andern Nationalsprachen nicht nur äußerlich bekannt zu werden, sondern sich in ihren Geist, ihre Seele hineinleben zu können, die Blüten, die jede Sprache treibt, mitgenießen, und sie mit den Schönheiten unserer eigenen Sprache in Harmonie bringen zu dürfen. Welches Land wäre geeigneter zu einem solchen Kulturaustausch als die Schweiz, wo die Hauptsprachen sich am Alpenwall berühren? — Nicht nur für uns selbst werden wir zu einem Schmelztiegel der Kulturen; wir erfüllen eine europäische Mission.“ — Wir möchten den Ausdruck „Schmelztiegel“ nicht für ganz glücklich halten, denn nach der ganzen Absicht des Schriftchens liegt ihm nichts ferner als der Ungedanke einer schweizerischen Einheitskultur. Sehen wir davon ab, so ist hier mit Klarheit gesagt, daß diese Idee eines auf Selbstachtung und gegenseitiger Achtung gegründeten Kulturaustausches das geistige Grundgesetz eines kommenden Europas sein muß; — denn die reine Machtpolitik, mag sie früher oder jetzt auch die Wiedergutmachung von Ungerechtigkeiten vorwenden können, wird mit Sicherheit den Erdteil nie zur Ruhe kommen lassen und ihn bei den heutigen Aspekten der Sache sogar endgültig zu Grunde richten. Von weiterher gesehen wäre ja das Gemeinsame der europäischen Kulturen sowieso weit größer als das Trennende. Um daraus nun die Folgerungen zu ziehen, dazu gehört allerdings strengste Sachlichkeit und keineswegs nur eine blinde Verliebtheit in fremde Kulturen. Ein falsch verstandenes Christentum hat uns lange Zeit vergessen lassen, daß zur Aufrechterhaltung oder Neubildung von wirklichen Gemeinschaften nicht nur die Schätzung der fremden, sondern auch bejahendes Bewußtsein und Durchbildung der eigenen Individualität gehören.

So ist es auch mit der Schweiz, besonders wenn sie ein Modell für eine kommende europäische Gemeinschaft sein soll. Hier zeigt sich nun, wie sich mangelnde Selbstachtung auf der einen und mangelnde Fremdbachtung auf der andern Seite in die Hände arbeiten können, um die Verwirklichung des Ideals noch hintanzuhalten. Der schöne und fruchtbare Grundgedanke kann nicht gedeihen, wenn auf der einen Seite (ja auf der, von welcher Gedanke und Entwurf der Schweiz eigentlich kam) Schwäche ist, wenn da nur noch Scham, Selbstverleugnung, Sich-in-die-Ecke-drücken ist — wenn das Eigene irgendwie als bemakelt empfunden wird und man auf allen möglichen krummen Wegen davon wegstrebt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß im Augenblicke, wo das Hochdeutsche wirklich zu weichen begänne, sich das Bedürfnis nach einer geschliffenen, durchgebildeten, weltläufigen Hochsprache so übermächtig melden würde, daß das Französische in den Hohlraum eindrange und den Dialekt überlagerte. Das sind keine Phantasien, sondern man braucht nur nach dem sprachverwandten Elsaß und nach Luxemburg zu blicken, um diese Gefahr und ihre Folgen verwirklicht zu sehen. Eine soziale Sprachgrenze erhebt sich da als fast unübersteigbare Schranke zwischen dem gehobenen, französisch redenden Bürgertum

und dem deutsche Mundart redenden Volk. Das Ergebnis ist Lähmung und Versiegen jeglicher geistigen Schöpferkraft — welche in einem Volke nur möglich ist, wenn noch so unbewußt das Blut des Geisteslebens von unten bis oben und von oben bis unten in einem ungeschiedenen Adersystem pulsieren kann. Allein schon die starke Bewußtheit, das Unbedingtheitsbewußtsein des Französischen würde es bei einer solchen Sachlage in der Schweiz vorwärts drängen machen, und so oder so käme es dann zu Sprachenkämpfen und Nationalitätenstreitigkeiten, die alles vergiften.

Auch dies ist keine reine Phantasie, sondern läßt sich in bescheidenen Andeutungen in der Wirklichkeit beobachten. Ein kurzer Aufenthalt schon im deutschsprachigen Gebiete längs der Sprachgrenze liefert da Stoff genug. Östlich derselben herrscht strenge Zweisprachigkeit in allen Aufschriften und vielen anderen Beziehungen, wobei vielfach das Französische sogar den Vortritt hat. Sobald man die Sprachgrenze nach Westen überschreitet, so tritt schlagartig volle Einsprachigkeit ein, obwohl hier die Einwanderung von Anderssprachigen ganz unvergleichlich größer ist. Daß dieser Zustand von verschiedenen Amtsstellen gefördert wird, besonders z. B. von der Eisenbahndirektion Lausanne, ist eine alte Sache, ohne daß daran bisher Nennenswertes geändert worden wäre. In der Stadt Freiburg mit ihrer alt-eingesessenen deutschen Minderheit sind auf dem neuen Bahnhof alle deutschen Aufschriften beseitigt worden. In Murten, einer rein deutschsprachigen Stadt, geht der französische Name auf dem Bahnhof voran. Aber man könnte ja viel derlei aufzählen. Die Privatbahnen schließen sich entsprechend an. Die F. M. A.-Bahn veröffentlicht nur rein französische Fahrpläne, obwohl sie größtenteils durch deutschsprachiges Gebiet führt, und berücksichtigt bei einer kleineren Station desselben den deutschen Ortsnamen überhaupt nicht. Die M. D. B.-Bahn veröffentlicht dieses Jahr einen Fahrplan für Sonderzüge der Strecke Zweisimmen=Saanen, die durch rein deutschsprachiges Gebiet führt, nur in französischer Sprache. Will man einwenden, daß in diesem Gebiete zahlreiche französischsprachige Sportsleute als Benutzer in Frage kommen, so wäre zu entgegnen, daß die Muttersprache des betreffenden Gebietes mindestens auch berücksichtigt sein sollte. Diejenigen, welche solche Zustände begünstigen, gehören dabei wohl ungefähr denselben Kreisen an, aus denen neulich in einer führenden deutschschweizerischen Zeitung den Käto-Romanen der Rat gegeben wurde, in den großen Fremdenorten die deutschen gegen romanische Ladenschilder zu vertauschen, da die Fremden dies interessant fänden und sowieso dem Deutschen gram seien. — Man könnte noch auf zahlreiche amtlicherseits angebrachte Wegweiser z. B. im deutschen Gebiet des Kantons Freiburg hinweisen, welche auch nur die französischen Formen der deutschen Ortsnamen zeigen, sowie auf vieles andere. Es soll mit solchen nicht sehr bedeutenden Feststellungen (immerhin stelle man sich einmal die Auswirkungen des umgekehrten Falles vor) weniger ein Vorwurf erhoben werden gegen die welschen Eidgenossen — obschon bestimmte Gesinnungen in Lau-

fanner Kreisen, über die kein Wort zu verlieren ist, ja bekannt sind³⁾. Man kann da sagen: Volenti non fit injuria. Wenn man die Gebiete privater

³⁾ Wir wollen hier anmerkungsweise von einem Buche reden, das in diesem Zusammenhang erwähnenswert ist. Wollte man es ganz ernst nehmen, so könnte man der Schweiz nicht mehr viel an Lebenserwartung geben. In weiten Partien kennzeichnet es sich als die Arbeit eines phantasiereichen Einzelgängers, welcher dazu noch geistig auf einem sehr bescheidenen Niveau steht. Daß sich trotzdem ein angesehenes Verlag seiner angenommen hat, daß bestimmte seiner Ideen sich mit Strömungen der öffentlichen Meinung in der Westschweiz berühren und soweit in manchen intellektuellen Kreisen recht weit gediehen sind, daß schließlich auch die welsche Presse es teilweise ernst genommen hat — dies alles sind Dinge, die wohl doch kaum zu lassen, es einfach mit Schweigen zu übersehen. Das Buch ist von Pierre Guye und heißt „Le pays romand et la civilisation latine.“ (Editions Fragnière frères, Fribourg). Es ist durchwegs getragen von einem bis zum Unsinn gehenden völkischen Fanatismus. Infolgedessen ist für G. die Schweiz in ihrer heutigen Gestalt erledigt. „Eine Nation ist eine Bevölkerungsgruppe, welche dieselbe Sprache spricht und eine eigene Regierung hat. Die Schweiz ist keine Nation.“ G. verkündet deswegen für die welsche Schweiz noch nicht den Anschluß an Frankreich, aber er spielt immer wieder ganz offen mit diesem Gedanken und nimmt ihn in witzig sein sollender Verhüllung für eine fernere Zukunft ziemlich unverhohlen in Aussicht. Aber im Augenblick können sich die Welschen „noch“ innerhalb der Schweiz entwickeln. Jedoch nur unter der Bedingung, daß sie sich auf die Achse ihres Lebens, die lateinische Idee, als ihre vordringlichste Pflicht besinnen. Die W. S. ist eine lateinische Mark gegen die germanischen Völker, eine Zwischenmark zwischen Frankreich und Italien, und sie muß infolgedessen die geistigen Bande mit Frankreich immer enger gestalten, jede Entscheidung und Haltung von ihrer Stellung innerhalb der lateinischen Familie bestimmen lassen. Die Macht und das Gedeihen der großen lateinischen Schwesternationen ist für sie von letzter Bedeutung; infolgedessen ist der Faschismus aufs freudigste zu begrüßen, denn alle Glieder einer Familie sind solidarisch. Geistig und kulturell steht die W. S. in innigster Verbindung zu Rom und der lateinischen Tradition. Die Welschschweizer sind Franzosen des Ostens, und augenblicklich von Frankreich delegiert, um politisch mit den andern Teilen der Schweiz vergesellschaftet zu sein. Dies ist möglich, weil die Deutschschweizer nicht im entsprechenden Verhältnis zu Deutschland stehen, sondern einen unabhängigen und in vieler Hinsicht römischen und lateinischen Geist haben. (Man fragt sich vergeblich, was das bedeuten soll. Mit ihrer stark demokratischen Gesinnung gehören die Deutschschweizer zweifellos in gewisser Hinsicht zum Westen, aber da Guye Verehrer des Faschismus und Ständestaatler ist, so sagt ihm das ja gar nichts.) Daß die Schweiz erhalten bleibe, dazu muß sie in einen lockeren Staatenbund umgebaut werden. Die Kantone bleiben zwar, verlieren aber jede Bedeutung vor den ziemlich zentralisierten Sprachgruppen. Die W. S. wird den Namen „Burgund“ erhalten, näher „Transjurassisches Burgund“ — kennzeichnenderweise von Frankreich her gedacht. G. entwirft nun die Gebietsvereinigungen, welche von der Konstituierung der vier schweizerischen Staaten nötig sind. Freiburg tauscht mit Bern einen Teil des Senebezirkes gegen die Gegend von Ins, um so seine natürlichen Grenzen zu erreichen. Der Berner Jura, der als sprachliche Minderheit ohne Schutz vor den Deutschschweizern ziemlich schlecht dasteht, wird z. T. an Neuenburg angegeschlossen. Twann und Tüscherz müssen mit und zur französischen Sprache zurückkehren. Die Deutschfreiburger und Deutschwalliser sind „nur“ eine sprachliche Minderheit und bleiben daher „wie natürlicherweise“ bei „Burgund“, denn es wäre „sehr unanständig und ungelegen“, sie loslösen zu wollen. Da die Einzelstaaten nur eine Sprache haben, so können diese Minderheiten sich auf ein Schicksal im Südtiroler

Lebensäußerungen in diesen deutschsprachigen Grenzbezirken ins Auge faßt, wenn man vielleicht ein Telefonbuch oder Postcheck-Verzeichnis von ihren Ortschaften durchsieht, so gewahrt man alsbald, wie viele Deutschschweizer sich da sprachlich vollkommen freiwillig gleichschalten. Was herauskommt, ist ein gräuliches Kauderwelsch, das mit Kultur in keinem Sinne etwas zu tun hat.

Sinne gefaßt machen. Der Tessin erhält einen Teil von Italienischbünden, das Prättigau wird an St. Gallen abgetreten, sodaß Graubünden nun eine romanische Mehrheit hat, welche gleichfalls starke Beziehungen zu Rom besitzt. — Nach Bereinigung dieser Dinge muß die Verfassung neu umrissen werden. Die bisherige Bergewaltigung der Lateiner in der Schweiz durch das Spiel der Mehrheit hat keine Berechtigung mehr. Durch das Mehrheitsystem ist die W. S. völlig ausgeblutet, durch Majorisierung zermalmt, in einen Zustand von Knechtschaft, Sklaverei, auch Halbklaverei genannt, gebracht worden. Mit großem Ernste beschwört G. die Deutschschweizer, doch auf die völlige Eindeutschung der W. S. zu verzichten. Aber die bestehende Unterdrückung kann radikal nur geheilt werden, indem man einfach die bestehenden Mehrheitsverhältnisse in der Bundesversammlung umstürzt. Um die Ungerechtigkeit der Mehrheits Herrschaft zu verhindern, werden die Deutschschweizer 39, die Lateiner 41 Stimmen haben. Doch sind die Zuständigkeiten dieser Bundesversammlung nur noch gering. Die eigentliche Macht wird den ständestaatlichen Organen in den einzelnen Sprachstaaten beizubringen. Diejenigen in der W. S. werden als Hauptaufgabe die Verteidigung gegen die deutsche Schweiz haben — ganz besonders auf wirtschaftlichem Gebiet; z. B. die welschen Unternehmungen gegen die Versuche der Deutschschweizer zu schützen, sie zwecks Stilllegung in ihre Gewalt zu bringen. (Die Deutschschweizer dürfen nur noch zahlen, wie in Punkt V 8 von Gs. Programm schamhaft angedeutet wird.) Auch können Schutzzölle gegen die deutsche Schweiz eingeführt, ferner Bundessteuern verhindert werden, die willkürlich die westschweizerische Wirtschaft treffen. Die positiven Wirtschaftsmaßnahmen werden bestehen in der Gründung neuer Industriestädte zwecks Autarkie und nationaler Größe der W. S. Die Ausführungen Gs. über diese neuen „Titabellen der Latinität“ sind vollständig kindlich. Alles für das völkische Prestige! Dieses ist auch maßgebend für die geradezu wahnwitzigen Wasserwirtschaftspläne Gs. Die Saane und die Zihl werden in den Neuenburger- und weiter Genfersee abgeleitet, damit die W. S. auch materiell zu dem magischen Gebiet der Rhone gehöre. Die Berner, welche viel Lateinisches an sich haben, dürfen auf Wunsch auch ihre Aare zu demselben Zweck in den Genfersee leiten. Die W. S. muß sich als Nachfolgerin des alten Roms betrachten und dieses durch große technische Werke noch zu übertreffen trachten. Anschließend wird noch eine großzügige Bevölkerungspolitik entworfen. Das individuelle wird durch das Familienwahlrecht ersetzt. Die Welschschweizer müssen ihre Zahl aufs Dreifache bringen, außer wegen des Gegengewichts gegen die deutsche Schweiz besonders um eine großzügige Auswanderung nach Frankreich, den französischen Kolonien und Kanada zu ermöglichen. Diese Auswanderung muß von der W. S.-Regierung im Einverständnis mit der französischen zwecks Verstärkung der lateinischen Kultur und Frankreichs, das z. T. die natürliche Beschützerin der W. S. ist, organisiert werden. Auch das Heer hängt vorwiegend von den einzelstaatlichen Regierungen ab. Es ist das Sinnbild der Kraft eines Volkes, insolgedessen muß der kriegerische Instinkt, der Kampfgeist wachgehalten werden. Natürlich wird es sich nur um Kriege für die Zivilisation handeln. Die welschschweizerische Regierung wird auch eine Maginotlinie gegen die deutsche Schweiz zu schaffen haben. Der Schluß heißt: „Nach dem Plan der Vorsehung müssen die Welschschweizer einen Block bilden, um die bestimmt kommenden Angriffe abzuwehren und am Vorabend der Zukunft eine neue Orientierung zu suchen.“

Entsprechende Verhältnisse sind festzustellen, wenn wir nach der welschen Schweiz hinübertreten. Auch da besteht ein Mangel an Gegenseitigkeit, wie sie durch den Grundgedanken der Schweiz notwendig bedingt würde. Das Interesse der Welschschweizer an der deutschschweizerischen und deutschen Kultur ist gering, und zwar größtenteils infolge mangelnder Schätzung. Zwar wird viel deutsche Musik gemacht, aber Musik durchaus ersten Ranges und deutsche Musik sind eben, wenn wir von dem einzigen Chopin absehen, Wechselbegriffe. In den Museen sucht man vergeblich nach einer nennenswerten Vertretung deutschschweizerischer Kunst — wenn man Hodler ausnimmt, der beinahe als Welscher betrachtet wird, sowie bestimmte Leihgaben der Gottfried-Keller-Gesellschaft. Von deutscher Kunst ist natürlich schon gar keine Rede. Ebenso verhält es sich mit Kunstausstellungen. Deutsche Filme von Rang (es gibt immer wieder solche) werden kaum irgendwo je vorgeführt. Deutschsprachige Theatergastspiele (was läge näher, wo es jetzt in der deutschen Schweiz teilweise so gute Truppen gibt) kommen schon gar nicht in Frage. Deutsche Bücher sucht man in den Auslagen der Buchhandlungen meistens umsonst. Aber auch hier gilt: Volenti non fit injuria. Bei der starken inneren Unsicherheit des Deutschschweizers betreffs seiner Kulturverhältnisse und ihres Wertes ist nicht zu erwarten, daß eine an sich so wenig auf Einfühlung ins Fremde eingestellte Kulturgemeinschaft wie die französische sich jenen von selbst öffnen sollte.

Ganz anders liegen die Dinge nach der andern Seite hin. Der Welschschweizer hat ein vollständig klares und festumrissenes Bewußtsein der Richtung und des Wertes seiner kulturellen Zugehörigkeit. Selbstverständlich werden wir, nach den oben verkündeten Grundsätzen, diese Stellungnahme an sich durchaus bejahen. Aber man sollte nicht denken, daß für den Welschschweizer an sich da kein politisches Problem vorliegen müßte, mit welchem eine Auseinandersetzung nötig und nicht unschwierig wäre. Zwar im Augenblick wäre diese Auseinandersetzung viel leichter als für den Deutschschweizer, weil von einem französischen Ausdehnungswillen heute nicht die Rede sein kann (man drückt sich am besten ein wenig vorsichtig aus, denn 15 Jahre sind für die Befehrung eines Volkes von stark kriegerischer und imperialistischer Vergangenheit keine allzu große Bewährungsfrist). Innerpolitisch ist die Auseinandersetzung für den Welschschweizer kaum weniger dornig als für den Deutschschweizer, da der Widerstand der äußerst konservativen Bürgerkreise der Westschweiz gegen die französische Volkfrontpolitik leidenschaftlich ist. Trotzdem rührt dieser Widerstreit kaum an das grundsätzliche kulturelle Zugehörigkeitsgefühl.

Und man sollte auch die außenpolitische Problematik in dem kulturellen Verhältnis zu Frankreich nicht gänzlich auf die leichte Achsel nehmen. Es wäre zwar wohl zwecklos, den Versuch zu machen, heute in der deutschen Schweiz breiteren Kreisen die Überzeugung zu vermitteln, daß die Politik Frankreichs jemals etwas anderes sein könne als lauterer Idealismus,

herzenswarmer Altruismus und Dienst am Geiste. Daß hier genau so wie in allen andern Staaten zu allen Zeiten Interessenpolitik gemacht wird, ist nur noch ein Geheimwissen weniger. Immerhin gibt es einige Tatsachen, die zeigen, daß der ungemein zielsichere und geschickte französische Kulturimperialismus auch heute und auch der Schweiz gegenüber keineswegs ruht. Wenn wir diese Dinge hier zur Sprache bringen, so geschieht das nicht, um der französischen Kultur etwas am Zeuge zu flicken, oder sie wegen vielfach naiver politischer Abzweckung als geringerwertig an sich hinzustellen. Wenn der Schreiber dieser Zeilen auf seine Tätigkeit in den letzten fünfzehn Jahren zurückblickt, so kann er in Gedanken einen schönen Stoß von Aufsätzen zusammentragen, in denen er für die unerseßlichen Werte des französischen Geistes geworben hat. Aber ebenso erstaunt es ihn nicht, daß jene andere Einstellung desselben unvermindert beharrt, wenn er daran zurückdenkt, wie er zwischen Krieg und deutscher Umwälzung Jahr um Jahr zahlreiche französische Bücher aus allen möglichen Gebieten und Höhenlagen durchlesen mußte, in denen sich ein so naiver und massiver kulturimperialistischer Größenwahn auslebte, wie nur irgendwo und irgendwann in Europa. Selbst an Autoren von unbestreitbarem Rang wagen sich die Anfälle dieser Einstellung immer wieder heran. Sehr kennzeichnend ist da etwa das letzte Kapitel im 14. Bande des großen Romans von Jules Romains „Les hommes de bonne volonté“. Nachdem der Verfasser in seiner Schilderung der Verhältnisse unmittelbar vor Kriegsausbruch u. a. dem deutschen Kaiser eine ganz ungewöhnliche Einfühlung und Gerechtigkeit erwiesen hat, nachdem er weiter in der Vorführung eines Künstlers im Stile von Picasso die Fähigkeit geistreicher Nachgestaltung eines Ineinander von positiven Kräften und von schwindelhafter Geschäftsgesinnung erwiesen hat — fügt er noch ein letztes Kapitel an, das ein Gemälde des französischen Geistes- und Gemütszustandes am Vorabend des Krieges darbieten soll. Mit falscher Idyllik, mit sorgfältig abgewogenen Schönheitspflasterchen von kleinen Abstrichen ruft der Verfasser eine Atmosphäre von Zärtlichkeit für Frankreich hervor, in welcher alle größten Dinge des Geistes eingesezt werden, um tiefliegende Propaganda-Instinkte zu befriedigen. Man vergleiche z. B., was Romains über französische Religiosität sagt, um zu ermessen, wie grausam dieser Instinkt hier alles Geistige verdirbt und abflacht. Wir möchten für diese Gesinnung noch eine kleine Probe wörtlich geben (Seite 290/91):

„Im übrigen gab es keine Vortrefflichkeit, deren dieses Volk — Mischling Europas und seiner selbst — nicht fähig war oder wurde. Aber abgesehen von einigen bevorrechteten Gegenständen wie Literatur, Mode und Küche, war es selten, daß es der Bemühung um diese Vortrefflichkeit Fleiß und Sorgfalt widmete. Zu oft begegnete es ihm, in Mittelmäßigkeit, oder eher noch in Billigkeit und Nachlässigkeit zu verfallen. Dann machte es sich plötzlich mit einem wahren Ruck klar, daß irgendeine menschliche Tätigkeit bedeutend und ruhmvoll sei, und daß es unerträglich war, darin nur den

dritten Rang einzunehmen. Dann schob es sich mit einer für seine Wettbewerber verwirrenden Promptheit auf den ersten Rang; selbst ganz erstaunt, daß das alles in allem so einfach war. Auf diese Weise geschah es, daß Frankreich, nach langer Abfindung damit, ziemlich weit hinter mehreren andern Ländern ein Land zu sein, wo zuweilen ein Maler von edler, aber kalter und trockener Eingebung eine Folge von liebenswürdigen Malern unterbrach — daß Frankreich sich plötzlich entschied, zu zeigen, was eine große französische Malerei sein konnte; und tatsächlich hatte es der ziemlich überraschten Welt eben⁴⁾ ihre sämtlichen großen Maler seit einem Jahrhundert geliefert; und die Malerei war ganz leicht eine französische Angelegenheit geworden, ohne daß übrigens der französische Mensch wegen solch einer Geringsfügigkeit aufgehört hätte, derjenige zu sein, welcher am wenigsten die Farben liebte. Ebenso hatte seit einigen dreißig Jahren Frankreich genug davon, daß nur sehr mäßig von seinem musikalischen Genie die Rede war. Und ohne Zeit zu haben, die Franzosen singen, oder die dörflichen Blechmusiken richtig spielen zu lehren, war Frankreich auf bestem Wege, aus der großen neuzeitlichen Musik eine französische Angelegenheit zu machen.“

Natürlich wird nur der, welcher die französische Kultur aus persönlichstem Erlebnis liebt, das im Tiefsten Falsche, Widergeistige, Frivole an solchen Ausführungen richtig empfinden. Wer es aber empfindet, der wird nicht anders können, als in diesen Zusammenhang auch die gradlinige und zielbewußte Tätigkeit französischer Kulturexpansion in der Schweiz einzustellen. Auch darüber sind die einschlägigen Tatsachen nicht sehr bekannt, weil der Deutschschweizer allzu sehr heute Ideen für Wirklichkeiten, Wünsche für Erfüllungen ansieht, wenn es sich um den Schweizer Staats- und Kulturgedanken handelt. Wir weisen nur mit einigen Sähen auf die weitgehende Beherrschung des welschschweizerischen Rundfunks durch französische literarische Organisationen hin, desgleichen auf die tatsächliche Auslieferung des Romanfeuilletons großer welschschweizerischer Zeitungen an eine französische Schriftsteller-Gesellschaft, die unter 3000 Mitgliedern 8 Schweizer umfaßt, auf die Zwangsherrschaft französischer Gesellschaften zur Einziehung von Theatertantiemen über welsche Theater, auf die französische Vortragsflut von nicht immer gutem literarischem Niveau in deutschschweizerischen Städten, wobei die rückwärtigen Täden teilweise wohl nicht weit von Amtsstellen vorbeiführen, auf den riesigen Absatz geringwertiger französischer Presse-Erzeugnisse wie „Gringoire“, „Action française“, und vor allem des Sensationsblattes „Paris-Soir“ in der Schweiz; letzteres hat einen Absatz von täglich 100,000 Exemplaren, d. h. ungefähr den drei-

⁴⁾ d. h. bei Kriegsausbruch. — Sollte mit den edlen, aber kalten und trockenen Malern z. B. Poussin gemeint sein?! — Wenn man weiß, wie die großen französischen Maler des 19. Jahrhunderts verkannt, ja verfolgt wurden, während die offiziellen Kreise und das Volk sich -- z. T. bis heute — für den schlimmsten Kitsch begeistern — so ist es besonders grotesk, sie für einen gradlinig auf Ausstechung und Propaganda eingestellten Nationalgeist zu beanspruchen.

fachen der größten westschweizerischen Zeitung; schließlich auf die häufige Belohnung kultureller Verdienste durch die Ehrenlegion. Hier heißt es nun zum dritten Male: *Volenti non fit injuria*. Denn die welschschweizerischen Intellektuellen haben sich kulturell ziemlich weitgehend in die Rolle der französischen Provinz eingelebt, und diese Rolle ist, Menschen, Köpfe, Kräfte, materielle Werte für Paris zu liefern, dem allein Ruhm, Auswertung, Verfügung, Richtungs- und Rangbestimmung zukommt.

Wir machten diese Ausführungen nicht nur, um auch einmal die Rehrseite der so oft vorgezeigten Medaille aufzuweisen, sondern auch, um zu zeigen, wie die Welschschweizer sich an aller möglichen Problematik keineswegs stoßen — ja weniger stoßen, als es wohl für die Schweiz wünschbar wäre — wenn es gilt, sich ohne Bedenken im Innersten zu den Dingen und Zusammenhängen zu stellen, die eben für ein produktives Geistesleben unentbehrlich sind⁵⁾. Der Deutschschweizer könnte hier einiges lernen. Die

⁵⁾ Als Beleg seien folgende ganz vortreffliche Ausführungen wiedergegeben: „Ich liebe die verbreitete Redeweise „Alemannische Schweiz“ und „Welsche Schweiz (Suisse Romande)“ nicht. Warum sich fürchten „Französische Schweiz“ und, *t r o p a l l e m*, „Deutsche Schweiz“ zu sagen? Liegt in dem Wort „Schweiz“ so wenig Autorität, entscheidende Heraushebung — so wenig substantielle Kraft —, daß man so weit wäre, vor einem derart natürlich bestimmenden Eigenschaftswort zittern zu müssen? Glaubt man, es genüge, ein Air von Besonderheit anzunehmen, um die Überzeugung von einer wirklichen Originalität aufzuerlegen? Man bestätigt vielmehr so, fürchte ich, weniger einen unbestreitbaren Eigencharakter, als daß man die Unruhe geheimer Unbedeutendheit verrät. Ich habe nie aufgehört darzulegen („*Le Pouvoir des Vaudois*“), daß wir, je mehr wir die Fähigkeit haben, uns auf französisch auszudrücken, desto mehr uns auf eine *m e n s c h l i c h e* Weise frei fühlen, Schweizer zu sein. Ich wiederhole hier — als Schweizer — daß „welsch (romand)“ mich verengert, „französisch“ mich erweitert, „französisch“ mich vermenschlicht — und mich sicherlich einer *m e n s c h l i c h e r e n* Einsicht in die Notwendigkeit der „deutschen“ Schweiz versichert, mir den Maßstab gibt, um großmütiger das Verdienst ihrer Unabhängigkeit zu schätzen, die moralische Kraft ihrer Individualität.“ (Edmond Gilliard in „*Suisse Romande*“ 1938/2.)

Ähnlich Basler „Nationalzeitung“ Nr. 319: „Guggenbühl berichtet von einer Versammlung in Lausanne. . . Die welschen Schweizer haben ihre eigene Auffassung. . . Das Politische und das Kulturelle seien zu trennen; wir Deutschschweizer sollen uns an die deutsche Kultur halten, so wie sie sich an die französische halten müßten!“

Als Beleg andererseits, wie nahe die welschschweizerischen Intellektuellen in dieser Richtung ans Bedenkliche herangehen, diene ein Aufsatz „Genfer Dichter in Zürich“ in No. 1953 der N. Z. Z. 1937. Von der Schweiz ist in den z. T. aus Eigenzitaten bestehenden Kennzeichnungen dieser Dichter notgedrungen nicht stark die Rede. Sehen wir von dem einen ab, der schlechthin als Genfer bezeichnet wird, so heißt es von den übrigen: 1. „Dieser Halbfranzose von Geblüt ist ein köstliches Mischprodukt genferisch-schweizerischer Eigenart mit echtem Pariser Esprit und anmutiger südlicher Natürlichkeit“. 2. „Citoyen de Genève et bourgeois d'Yverdon, un Français de Romandie, so nennt er sich selber“. 3. „Deutschschweizerisches Blut vermischt mit französischem . . . Anfänglich Weltbürger . . . Nach der Heimat zurückgekehrt, hat er die Offenbarkeit Frankreichs und wird der tieferen eigenen Latinität bewußt . . . Betrachtet von da an die westschweizerische Kultur strenger als *une modalité genevoise, lémanique et romande de la culture française*.“ Man

politische Abwehrstellung gegen Deutschland in seiner heutigen Gestalt ist außer Frage. Aber es läge im Interesse der deutschen Schweiz selber, alles, was noch gemeinsam sein kann, aufzusuchen und zu pflegen — nicht aber von sich aus die dünnen Adern, in denen noch etwas Wertvolles herüberwechseln kann, zu unterbinden. Man denke ungefähr, wie sich die welsche und die deutsche Schweiz etwa zu einem Schriftsteller wie Balloton und zu einem andern wie Schaffner stellen. Jener hat auf einem höchst mäßigen literarischen Niveau seit Jahrzehnten intensivste französisch-nationale Propaganda getrieben, das französische Wesen wahllos in die Wolken erhoben, das deutsche durch den Schmutz gezogen. Er wird anstandslos überall geschätzt und als zugehörig empfunden. Schaffner hat sich auch hemmungslos als reichsdeutscher Propagandist betätigt, ohne deswegen u. W. allerdings andere Völker herabzuwürdigen. Trotzdem ihn viele für einen bedeutenden Dichter halten, ist er weitgehend geächtet.

Auf dem vielbekämpften Bundesrats-Plakat der Sozialdemokraten wurde als ein Beweis der angeblich faschistischen Bundespolitik aufgeführt, daß jährlich drei Millionen Druckerzeugnisse aus Deutschland eingeführt würden. Vermutlich sind Zeitungen da inbegriffen. Außer der „Frankfurter Zeitung“, die von Redaktionen und Handelsinteressenten gelesen wird, werden wohl fast nur für reisende Deutsche reichsdeutsche Zeitungen eingeführt — obschon es in einigen der größeren Blätter nicht selten noch ausgezeichnete Feuilletons gibt. Auch politische Werbeliteratur aus Deutschland findet in der Schweiz nicht den geringsten Absatz. Was also übrig bleibt, müssen wohl im wesentlichen unanstößige Erzeugnisse sein, ja größtenteils wertvolle, etwa wie die Bändchen der „Insel-Bücherei“, die in großen Massen gekauft werden. Man fragt sich, ob es die Sozialdemokraten beantworten können, solche Volksbildungsmittel im edelsten Sinne als politisch unerwünschte und fernzuhaltende Druckerzeugnisse zu bezeichnen. In der Tat erscheinen auch heute noch immer wieder in Deutschland Bücher, die nicht nur sachlich und wertvoll sind, sondern z. T. unter dem ungeheuren Druck der letzten fünfundzwanzig Jahre in einem guten Sinne etwas von jenem Geist des Unbedingten atmen, den die Schweiz nach einem schönen und tiefen Gedanken Emil Staigers sich immer wieder zuführen muß. Denn die Schweiz ist ein Kleinstaat ohne große tragische oder tollkühne Schicksale, sie will auch nichts anderes sein; ihr einzigartiges geistiges Erzeugnis ist der Gemeingeist, wie er Deutschland so not tate; aber ihre Gefahr ist die Mittelmäßigkeit, die in der Ordnung lauert. Durch Ressentiment, Abgrenzung, Überlegenheitsgefühl, unaufhörliches Aufsuchen des Trennenden — so nötig oder begreiflich dies alles immer wieder ist — wird niemals die Stellung gewonnen, welche allein zu einer geistigen Fruchtbarkeit großen Stiles führt. Positives kommt zuletzt nur von Positivem. Man muß im allerletzten Sinne stehen, wo man steht, und dann nicht links noch rechts schauen.

stelle sich Zürcher Dichter vor, die sich mit denselben Ausdrücken in Bezug auf Deutschland den Genfern vorstellten!